

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 461.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[1. November 1851.

Die Ufer des Sarnersees in Unterwalden.



Die Schlacht bei Hastings am 14. October 1066.

Historisches Basrelief.

Eine Schlacht entscheidet nicht selten über das Schicksal eines Landes und Volkes auf mehre, oft auf viele Jahre und selbst Jahrhunderte hinaus. Die Schlacht von Strolenka (1831) hat vielleicht Polens Volk für immer dem russischen unterthan gemacht, die Schlacht bei Saratoga dagegen (1776) Nordamerikas Freistaaten begründet. Durch die Schlacht am weißen Berge (1620) ging Böhmens Selbständigkeit unter und ebenso wurde, als einst die Schlacht bei Hastings geschlagen war, Englands Schicksal dermaßen umgeändert, daß sich die Spuren davon bis auf den heutigen Tag verfolgen lassen. Robert den Teufel kennt doch wol Jedermann, und sollte es nur von der bekannten Oper gleiches Namens her sein? Nun, dieser verrufene Satan, Herzog von der Normandie, der übrigens zuletzt noch ganz fromm geworden sein soll, hatte von der hübschen Arlette, einem Bürgermädchen, das er einmal tanzen sah, einen Sohn, Wilhelm, den er außerordentlich liebte. Um seine vielen Sünden loszuwerden, beschloß er (1031) eine Wanderung zu Fuß nach Jerusalem anzutreten.

Was soll aber aus Eurem Herzogthume werden, aus dem Lande der Normandie? fragten bestürzt seine Barone und Lehns männer.

Sein Sohn Wilhelm, damals sieben Jahre alt, stand neben dem Herzogsstuhle.

Seid ohne Sorgen! erwiderte der schon halb fromm gewordene Robert der Teufel. Wahrlich, ich lasse euch nicht ohne Herrn zurück. Hier habe ich einen kleinen Bastard; er wird größer und verständig werden. Solchen nehmt für euern Herrn an; denn er soll mein Erbe sein und von diesem Augenblicke an Herzog von der Normandie heißen!

Und siehe da! die Herren und Barone schwuren dem Knaben Treue und legten ihre starke Hand in seine zarte Rechte. Manche freilich, die dem unerwarteten Ausritte nicht beigewohnt hatten, wollten von solchem Abkommen nichts wissen und es gab zwischen seinen Freunden und Feinden öfter einen harten Strauß; allein der kleine Wilhelm wuchs nicht allein heran, sondern nahm auch so an Verstand, Weisheit, Kraft und Muth zu, daß er mit jedem Tage geachteter ward. Als er zum ersten male sich im Kreise der Ritter zeigte, schwang er sich in voller Rüstung ohne Steigbügel auf das herrliche Schlachtross, daß ein lauter Beifallsruf durch den ganzen Schloßhof erscholl, und fiel es von nun an Jemanden ein, über seine Geburt zu scherzen, so wußte er den Spott in schrecklicher Weise zum Schweigen zu bringen. Einmal heraberte er die Stadt Alençon und von den Mauern herunter riefen die Bürger, als sie ihn reiten sahen: „Häute! Häute! Habt Ihr keine Häute?“ Seiner Mutter Vater war nämlich ein Gerber in Falaise gewesen, und dem jungen Herzog konnte solcher Spott unmöglich zusagen. Aber wie rächte er sich auch dafür! Gerade wie es nur einem Sohne von Robert dem — Teufel einfallen konnte. Allen Gefangenen in seinem Lager ließ er Hände und Füße abhacken und diese von seinen Schleuderern in die Stadt hineinwerfen.

Im 27. Jahre (1051) ging er nach England, um den König Eduard daselbst zu besuchen, und sah sich von den dort längst angesiedelten Normännern so freundlich begrüßt, daß schon jetzt der Gedanke rege geworden sein mag, wie ihm die Krone dieses Reichs wol

recht gut stehen möchte. Es verging noch gar manches Jahr, aber der Gedanke daran blieb immer lebhaft in seiner Seele, und als ihn im Jahre 1065 der erste Mann nach dem Könige von England, sein Günstling und Feldherr Harold, in Rouen besuchte, ließ er alle Mienen springen, sich durch ihn beim Ableben des an Geist und Körper schwachen Königs Eduard ein Anrecht auf die Krone Englands zu sichern. Harold stammte aus angelsächsischem Geschlecht, d. h. aus dem Blute, welches die Normannen tödtlich haßte. Allein um so mehr verstrickte ihn zuerst der Bastard mit Ehren und Freuden, nahm ihn mit auf seine Jagden und ladete ihn ein, an seinen Fehden Theil zu nehmen, sodaß Harold sein Zelt- und Tischgenosse war, bis er endlich seinem Ziele näher rückte. „Schaut“, sprach er eines Tages zu Harold, „als ich mit dem jungen Eduard, Euerm König und Herrn, wie ein Bruder unter einem Dache lebte, da versprach er mir, mich zum Erben seiner Krone einzusetzen. So helf mir denn, daß solches Wort wahr werde, und seid versichert, wie Alles, was Ihr verlangt, von mir bewilligt werden soll, wenn ich durch Euern Beistand zum Scepter komme.“ Noch einige andere Dinge kamen zur Sprache, und es merkte Harold, in welchen Händen er sei. Er hoffte, sich mit allgemeinen Worten herauszuhelfen und glaubte so den Sturm zu beschwichtigen; allein bald darauf wurde die Schlinge noch viel fester gezogen. Ehe er es ahnte, hatte der verschmitzte Bastard seine Vasallen in großer Menge zusammengerufen und hielt einen Rath mit ihnen, dem auch Harold beiwohnte. Es war ein großer Reliquien schrein im Saale, jedoch mit einem reichgestickten Tuche belegt, hereingetragen und vor den Herzog hingestellt worden, auf welchen man dann noch zwei Reliquienkästchen setzte. Harold sah dem Gange der Dinge nicht ohne Herzklopfen zu, besonders als der Herzog aufstand und ihn feierlich auffoderte, vor allen den Herren, Rittern und Mannen hier durch einen Eid zu bekräftigen, daß er ihm versprochen habe, nach des Königs Eduard Tode ihm zur Krone Englands zu verhelfen, Wilhelm's Tochter, Adèle, zu ehelichen und seine Schwester mit einem von des Herzogs Großen zu verheirathen. Scham und Furcht bestürmten den Ueberraschten wechselseitig; er legte die Hand auf die Reliquienkästchen und schwur, was er gesagt habe, auszuführen, so weit es ihm möglich werde, sofern er lebe und es Gottes Wille sei.

Dazu verhelfe Gott! rief Alles in der weiten Halle, und auf ein Zeichen zog man von der großen Truhe das sammetne, gestickte Tuch ab, indem nun Harold sah, wie sie bis an den Rand mit Gebeinen und Gerippen der Heiligen angefüllt sei. Todtenbleich ward er hierbei, und von den mannichfachen Gefühlen bestürmt kam er endlich wieder in London an. Man muß sich in jene Zeit denken. Ein Eid, auf solche Todtenknochen abgelegt, zog, wenn er gebrochen ward, die unmittelbare Rache der Kirche nach sich. Eduard von England selbst, der, ohne etwas davon zu wissen, bei dieser ganzen Komödie die Hauptrolle spielte, starb bald nachher, wie es sich der Bastard gedacht hatte, ohne Kinder und empfahl den Großen seines Landes, Harold zum König zu wählen, was auch gar schnell geschah, da vom königlichen Hause nur ein sehr entfernter, geisteschwacher Erbe vorhanden war und Harold für einen tapfern, klugen Mann galt, dem das Reich viel zu danken hatte. Jedoch gleich sein Regierungsantritt begann unter bedenklichen Umständen; es erschien ein Komet und stand vier Wochen

lang in der Nacht am Himmel. Ein weiser Mönch aber, der den Lauf der Gestirne kannte, rief wie vom Geiste ergriffen: „So erscheinst du endlich, den ich seit vielen Jahren schon glänzen sah, der du so Vielen heiße Thränen kosten wirst! O heute erscheinst du mir schrecklicher als je! Heute, wo du mir den Untergang meines Landes verkündest!“ Solche Worte, jene abergläubischen Töne, die Lage des Landes des Normannen gegenüber, die schon so oft seit 200 Jahren in England eingefallen waren, zum Theil in den angesehensten Ämtern saßen, und ein König, der keineswegs alle Stimmen für sich hatte! Sehr schnell kam die Kunde von Eduard's Tode und Harold's Wahl nach Rouen, als Wilhelm, der Herzog, eben auf die Jagd zu gehen im Begriff war. Gedankenvoll schritt er in seiner Waffenhalle auf und ab; Keiner wagte es, ihn zu stören, bis einer seiner Lieblinge schüchtern eintrat. „Was habt Ihr, Herr? In der Stadt läuft das Gerücht umher, wie Englands König gestorben sei und Harold sich, seinen Eid gegen Euch vergessend, die Krone angemastet habe.“

So ist es! antwortete der Herzog, und daher mein Zorn.

Nicht doch! fuhr der Höfling fort. Dem läßt sich begegnen! Der Todte lebt nicht wieder auf, wol aber ist Harold's Beginnen auszugleichen. Ihr habt das gute Recht auf Eurer Seite, viel tapfere Ritter stehen um Euch her. Also, nur muthig daran! Gut begonnen ist halb gethan!

Der Höfling wußte wohl, was dem Herzoge angenehm dünkte, und da Harold selbst im Schooße der eigenen Familie bittere Reider und Feinde hatte, indem selbst der eine Bruder gegen ihn aufstand, so schrieb ihm vorerst Wilhelm einen geharnischten Brief, ihn an sein Wort erinnernd. Harold blieb die Antwort nicht schuldig, aber sie war schöne genug, und als noch einmal so hin und her geschrieben worden war, wendete sich der Herzog, so weit dies im 11. Jahrhundert möglich war, an die öffentliche Meinung. Harold war ein Meineidiger, dafür mußte ihn selbst der Papst erkennen; denn ohne diesen konnte damals nichts in Ordnung gebracht werden, und dieser säumte nicht, dem guten, frommen, reichlich zahlenden Bastard eine Bannbulle auszufertigen, die Harold der ganzen Hölle preisgab. Gleich nach ihrem Empfange wurden alle Großen in Rouen zusammengerufen und aufgefodert, zum Kriege zu steuern. Lust hatten sie eben nicht dazu. „Was geht uns der Haber an, den unser Herzog mit dem neuen Könige jenseit der Meerenge hat? Er greift ja nicht unser Land an!“ Also sprachen sie, zum großen Verdruße des kriegslustigen Herrschers. Doch dieser wußte sich zu helfen. Er nahm seine Vasallen einzeln vor und machte bei diesem den Ehrgeiz rege, Jenen bestach er durch Versprechungen; wieder Andere schüchtern er ein, bis endlich die Andern selbst kamen und baten, ihr Schwert oder ihr Geld seinem Dienste weihen zu dürfen. Im ganzen Lande ward nun der Heerbann ausgerufen. „Wer erkledlichen Sold haben, an der Plünderung Englands Theil nehmen und mit Lanze, Schwert oder Armbrust, zu Ross oder zu Fuß dienen will, der melde sich; also läßt unser gnädiger Herzog ausrufen!“ Mit solchen Worten zogen seine Herolde umher, und jeder rüstige Kriegsmann eilte herbei aus den Schlössern, wie aus den Städten und Dörfern, und aus dem ganzen Lande Frankreich selbst kamen muthige Scharen her; jene wollten um Sold, diese nur für zu gewinnende Beute dienen. Der Eine bedingte sich ein schönes Schloß,

eine Stadt, ein Landgut und der Andere eine reiche Braut aus. Wilhelm versprach Alles; sogar ein Erzbisthum sicherte er einem Edeln zu, der ein Schiff und 20 gerüstete Mannen stellte.

(Beschluß folgt.)

Gustav Adolf in Aschaffenburg.

Nachdem König Gustav Adolf von Schweden bei seinem Heereszuge durch Deutschland im Jahre 1631 Würzburg eingenommen hatte, zog er mit seinem siegreichen Heere auf beiden Mainufern gegen den Rhein. In Aschaffenburg, dem er sich näherte, war man voller Schrecken und Alles floh mit seiner Habe. Die Behörden entwichen nach Mainz, die Stiftsherren in die Niederlande, die Jesuiten nach Frankreich. Nur die Kapuziner hielten treulich aus. Ihr Vater Guardian Bernardus besetzte mit den Mönchen seines Klosters die Kirchen und nahm sich auch des weltlichen Regiments an. Endlich nahte Gustav Adolf. Der Vater Guardian überreichte ihm, von einigen Rathspersonen begleitet, jenseit der Mainbrücke kniend die Schlüssel der Stadt und bat für sie um Schonung. Den König befremdete der Stadtkommandant in der Kutte, aber er achtete den Muth des Mannes und es freute ihn das Vertrauen, das er kundgab. Freundlich sprach er mit dem Guardian, fragte nach seiner Wohnung und als dieser ihm sein bescheidenes Kloster gezeigt, erklärte der König, er werde bei ihm einkehren. Während des Einzugs in die Stadt ging der Guardian neben dem Rosse des Königs her; dieser erkundigte sich nach den Verhältnissen der Stadt und erfuhr, daß Beamte und geistliche Herren sie längst verlassen hätten. Der König war am Schlosse angelangt; sein Blick streifte über dasselbe hin. Er sprach: „Ein feines Schloß! Wären Räder daran, würden wir es nach Schweden transportiren lassen. Da es aber nicht transportirt werden mag und der mainzer Bischof und seine Diener es nicht zu behalten gewillt waren, so sind wir gemeint, das Schloß dem Kriegsvolke preiszugeben.“

Da entgegnete der Guardian: „Ew. Majestät wolle geruhen, sich zu überzeugen, daß das Schloß mit mehr als hundert Rädern versehen ist“ — er deutete dabei auf das mainzer Wappen, das an allen Fenstern und auch sonst am Schlosse angebracht war und bekanntlich auch ein Rad unter seinen Insignien hat — „es fehlt nur die Bespannung.“

Der König lachte und sprach: „Pfäfflein, du gefällst mir! Du bist ebenso schlau als herzhafte; um deinetwillen wollen wir der Stadt und dem Schlosse Gnade angedeihen lassen.“

Darauf zog der König in das Kloster, wo ihn alle Kapuziner feierlich empfingen; später nahm er seine Wohnung im Schlosse.

Amerikanische Getreidfelder.

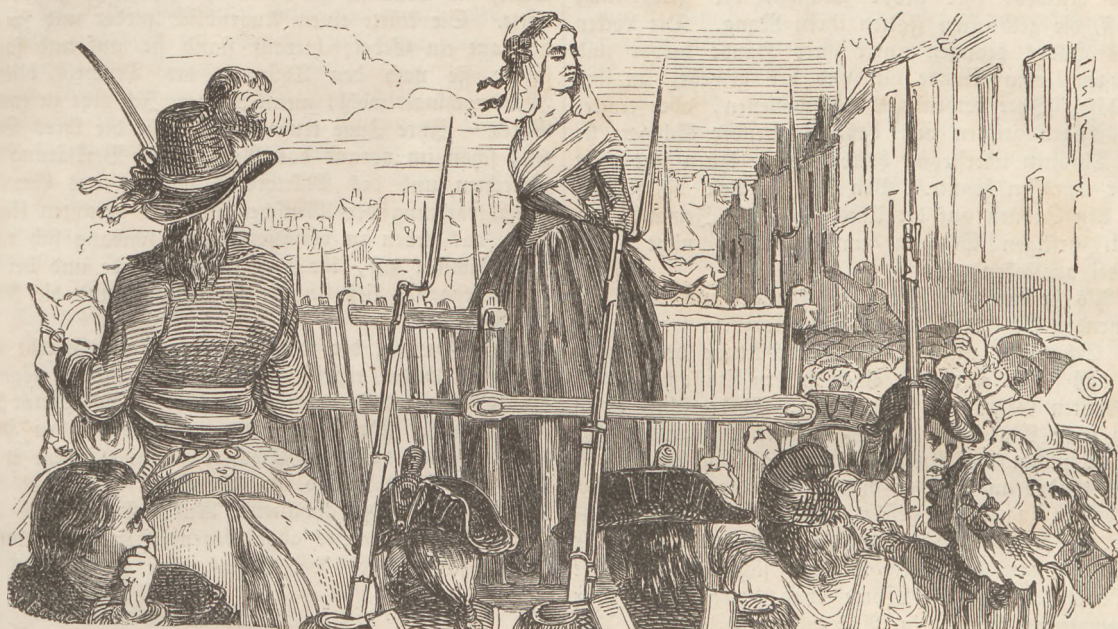
Die amerikanischen Getreidfelder bieten eben keinen erfreulichen Anblick dar. Weil keine Stallfütterung stattfindet, stehen die Halme weder dicht noch üppig, bringen auch keine großen Ähren hervor. Auch hat das Getreide beizeiten nicht die Güte des deutschen,

weil es zu schnell zur Reife kommt. Kaum daß das Winterfeld Anfangs Mai in Schuß kommt, so ist es schon Mitte Juni zum Schneiden reif. Nur die Maisfelder gewähren einen schönen Anblick, weil die Halme oft 6—8 Fuß hoch treiben und viel kräftige Nebenzweige mit förnerreichen Ähren haben.

Der braune Bär.



Marie Antoinette auf dem Wege nach dem Schaffot.



Am 14. October 1793 stand die angeklagte Königin von Frankreich, Marie Antoinette, vor ihren sogenannten Richtern. Die Verhandlungen dauerten lange. Die Geschworenen berathschlagten der Form wegen und kehrten nach einer Stunde wieder in den Saal zurück. Die Königin hörte ihr Todesurtheil an, ohne ein einziges Wort auszusprechen und ohne eine Miene zu ändern. Auf die Frage, ob sie eine Einwendung gegen die über sie verhängte Todesstrafe zu machen habe, schüttelte sie den Kopf und stand auf, als ob sie sofort zur Hinrichtung gehen wollte. Sie hielt es nicht der Mühe werth, dem Geschick seine Härte, dem Volke seine Grausamkeit vorzuwerfen. Bitten wäre so viel gewesen, wie das Gericht anerkennen, klagen so viel, wie sich erniedrigen, weinen so viel, wie sich demüthigen.

Das erste Tageslicht begann mit dem Scheine der Fackeln, mit welchen die Gendarmen ihr in das Gefängniß leuchteten, zu kämpfen.

Die Königin schlief ruhig einige Stunden lang, nachdem sie gebetet und geschrieen hatte. Die Tochter der Madame Bault, der Frau ihres Gefängnißwärters, kleidete sie an und ordnete ihre Haare mit mehr Sorgfalt und mit mehr Rücksicht auf ihr Aussehen, als an andern Tagen. Marie Antoinette legte das schwarze Kleid ab, welches sie seit dem Tode ihres Gatten getragen hatte und zog zum Zeichen ihrer Schuldlosigkeit für die Erde und ihrer Freude für den Himmel ein weißes Kleid an. Ein weißes Halstuch bedeckte ihre Schultern und eine weiße Mütze ihre Haare. Nur ein schwarzes Band, welches diese Mütze um die Schläfe herum festhielt, erinnerte die Welt an ihre Trauer, sie selbst an ihren Witwenstand, das Volk an ihre Hinopferung.

Fenster und Brustlehnen, Dächer und Bäume waren mit Zuschauern überladen. Ein Schwarm gegen die Oestreicherin aufgewiegelter Weiber drängte sich um die Gitter herum und kam selbst bis in die Höfe. Ein bleicher und kalter Herbstnebel schwebte über der Seine und ließ hier und da einige Sonnenstrahlen auf die

Dächer des Louvre und auf den Thurm des Palastes fallen. Um 11 Uhr traten die Gendarmen und die Henker in den Saal der Verurtheilten. Die Königin umarmte die Tochter des Gefängnißwärters, schnitt sich selbst die Haare ab, ließ sich ohne Widerstreben die Hände binden und ging mit festem Schritt aus der Conciergerie. Keine weibliche Schwäche, keine Muthlosigkeit des Herzens, kein Schaudern ihres Körpers, keine Blässe auf ihren Zügen ließ sich wahrnehmen. Die Natur gehorchte dem Willen und hielt ihr Leben noch aufrecht, um sie als Königin sterben zu lassen.

Als sie von der Treppe aus auf den Hof trat, bemerkte sie den Karren der Verurtheilten, zu dem die Gendarmen sie hinführten. Sie blieb stehen, als ob sie wieder rückwärts gehen wollte und machte eine Geberde des Staunens und des Abscheus. Sie hatte geglaubt, das Volk würde wenigstens bei seinem Hasse den Anstand beobachten und sie würde, wie der König, in einem verschlossenen Wagen zum Schaffot gebracht werden. Als sie diese Negung unterdrückt hatte, neigte sie das Haupt zum Zeichen der Ergebung und bestieg den Karren. Der Abbe Lothringer setzte sich, ungeachtet ihrer Weigerung, hinter sie.

Der Zug verließ die Conciergerie, während rings umher gerufen wurde: Es lebe die Republik! Platz für die Oestreicherin! Platz für die Witwe Capet! Nieder mit der Tyrannei! Der Schauspieler Grammont, Konfin's Adjutant, gab dem Volke das Beispiel und das Zeichen zu solchem Geschrei, während er seinen bloßen Säbel schwang und mit der Brust seines Pferdes die Menge auseinanderdrängte. Die Königin, deren Hände gebunden waren, konnte sich nicht gegen das Stoßen des Karrens auf dem Pflaster sichern. Sie suchte mit Mühe das Gleichgewicht wieder zu erlangen und eine würdige Haltung zu beobachten. „Du sitzt nicht auf deinen Kissen von Trianon!“ schrien ihr schändliche Geschöpfe zu. Die Stimmen, die Blitze, das Gelächter, die Geberden des Volks demüthigten sie auf alle mögliche Weise. Auf ihren Wangen wechselte dunkle Röthe mit Blässe ab

und zeigte das Auf- und Zurückströmen ihres Blutes an. Ungeachtet der Sorgfalt, die sie auf ihren Anzug verwandt hatte, entehrten doch der schlechte Zustand ihres Kleides, ihre grobe Wäsche, der gewöhnliche Stoff, die gedrückten Falten ihren Rang. Die Locken ihres Haars drangen unter ihrer Haube hervor und schlugen, vom Winde hin und her geweht, an ihre Schläfe. Ihre rothen und geschwellenen, aber trockenen Augen zeigten an, daß anhaltender Schmerz sie mit Thränen überflüthet hatte, die er ihnen jetzt nicht mehr erpressen konnte. Von Zeit zu Zeit biß sie sich mit den Zähnen auf die Unterlippe, wie Jemand, der einen heftigen Schmerz empfindet und nicht einen Schrei ausstoßen will.

Als sie über den Pont au Change und durch die lärmenden Stadttheile von Paris gekommen war, zeigte das Schweigen und die ernstere Haltung der Menge an, daß sie in einer von einer andern Classe des Volks bewohnten Gegend angelangt war. Es herrschte, wenn auch nicht Mitleiden, doch wenigstens Bestürzung. Ihr Gesicht nahm die Ruhe und den gleichmäßigen Ausdruck wieder an, welchen die Schmähungen der Menge im ersten Augenblicke gestört hatten. So fuhr sie langsam die ganze Saint-Honoré-Straße entlang. Der neben ihr sitzende Priester bemühte sich umsonst, ihre Aufmerksamkeit durch Worte, von denen sie ihr Ohr wegzuwenden schien, in Anspruch zu nehmen. Ihre Blicke richteten sich mit vollkommener Einsicht auf die Facaden der Häuser, auf die republikanischen Inschriften, auf die Anzüge und auf das ganze Außere der Stadt, die für sie seit einer sechzehnmonatlichen Gefangenschaft sich so verändert hatte. Sie sah vorzüglich nach den Fenstern der obern Stockwerke, wo dreifarbige Wimpel als Anzeichen des Patriotismus wehten.

Das Volk glaubte und Zeugen haben es geschrieben, daß ihre Aufmerksamkeit gedankenlos und fast kindisch sich dieser äußern Ausschmückung des Republikanismus zugewendet habe. Ihre Gedanken waren anderswo. Ihre Augen suchten ein Zeichen des Heils unter diesen Zeichen ihres Untergangs. Sie näherte sich dem Hause, welches ihr in ihrem Kerker bezeichnet worden war. Ihr fragender Blick suchte das Fenster, von welchem aus die von einem verkleideten Priester zu ertheilende Absolution auf sie herabkommen sollte. Sie erkannte ihn an einer für die Menge unerklärlichen Gesterde. Sie schloß die Augen, neigte ihr Haupt, sammelte sich andächtig, während eine unsichtbare Hand sie segnete, und da sie sich ihrer gebundenen Hände nicht bedienen konnte, machte sie durch drei Bewegungen ihres Kopfes auf ihrer Brust das Zeichen des Kreuzes. Die Zuschauer glaubten, daß sie für sich allein betete und ehrten ihre Andacht. Von diesem Augenblicke an erglänzten eine innere Freude und ein innerer Trost auf ihrem Gesicht.

Als sie auf dem Revolutionsplaz anlangte, ließen die Führer des Zugs den Karren so nahe wie möglich an die Drehbrücke herankommen und einen Augenblick vor dem Eingange des Tuileriengartens halten. Marie Antoinette wandte den Kopf nach der Seite ihres frühern Palastes und betrachtete einige Augenblicke diesen verhassten und doch theuern Schauplaz ihrer Größe und ihres Falls. Einige Thränen fielen auf ihre Knie herab. Ihre ganze Vergangenheit zog an ihr in der Todesstunde vorüber. Einen Augenblick später langte sie am Fuße der Guillotine an. Der Priester und der Henker halfen ihr beim Herabsteigen, indem sie ihre Ellenbogen unterstützten. Majestätisch stieg sie die Stufen des Gerüstes hinauf. Als sie auf dem Schaffot

anlangte, trat sie aus Unachtsamkeit auf den Fuß des Henkers. Dieser stieß vor Schmerz einen Schrei aus. „Verzeihen Sie mir“, sagte sie zu dem Henker in einem Tone, als wenn sie zu einem ihrer Hofleute gesprochen hätte. Sie kniete einen Augenblick nieder und sprach halblaut ein Gebet; hierauf stand sie auf und sagte, indem sie nach den Thürmen des Tempels blickte: „Lebt nochmals wohl, meine Kinder. Ich gehe zu eucrm Vater.“ Ihre Züge trugen nicht, wie die ihres Gatten, schon im voraus das Gepräge der Verklärung des Gerechten und des Märtyrers, sondern das Gepräge der Verachtung der Menschen und der gerechten Ungeduld, das Leben zu verlassen. Sie schwang sich nicht zum Himmel auf, ihr Fuß floh die Erde und bei ihrem Weggange ließ sie ihre Entrüstung und die Reue darauf zurück.

Der Henker, der mehr wie sie zitterte, wurde von einem Schauer ergriffen, sodas seine Hand zögerte, als er das Beil heruntergleiten ließ. Das Haupt der Königin fiel. Der Nachrichten nahm es bei den Haaren und ging auf dem Schaffot herum, indem er es mit der rechten Hand in die Höhe hob und dem Volke zeigte. Der anhaltende Ruf: Es lebe die Republik! begrüßte dieses abgeschlagene Haupt, auf dessen Gesichtszügen bereits der Schlaf ruhte. *)

Der vermeintliche Teufel.

Vor 400 Jahren waren in Deutschland die gezähmten Affen noch eine große Seltenheit, und nur sehr reiche Leute waren im Stande, sich diese Thiere anzuschaffen und zu halten. Zu diesen gehörte Herr Schwihow, Wobnichter der Stadt Horaydiowice in Böhmen. Er wohnte nicht in der Stadt selbst, sondern auf seinem in der Nähe gelegenen Schlosse Nabi. Hier hielt er sich zu seiner Belustigung einen Affen, der frei im Schlosse umherwandeln konnte. Eines Tages war Herr Schwihow nach Prag gereist und der Affe befand sich allein in den Zimmern. Sei es nun, daß ihm die Einsamkeit nicht behagte oder daß ihn die Neugierde trieb, genug er lief aus dem Schlosse fort in den in der Nähe gelegenen Cheiner Wald. Hier war gerade ein Bauer aus Cheina mit Holzfällen beschäftigt, als der Affe lustig dahersprang. Als er das Thier erblickte und scheuen Blicks die possirlichen Geberden und Sprünge desselben beobachtete, konnte er nicht anders denken, als daß es der leibhaftige Teufel sei, der ihn necken und bethören wolle. Eiligst warf er Art und Säge hin und lief nach Hause. Durchs ganze Dorf schrie er: Im Walde lasse sich der Teufel leibhaftig sehen. Rasch war das ganze Dorf allarmirt und mit Beilen, Schaufeln, Dreschlegeln, Mistgabeln versehen, rückten die Bauern an den gefährlichen Ort. Der Affe sah die bewaffneren Cheiner kommen und ahnte nichts Gutes von ihnen. Bedächtig zog er sich an einen hohen Baum zurück und retirirte bis in die Spitze desselben. Am Fuße des Baumes standen die Bauern und hielten Rath, was nun zu thun sei. Endlich ging ihre einhellige Meinung dahin, daß, weil dieses Thier unfehlbar der Teufel wäre, sie ihrem Ge-

*) Aus A. de Lamartine's „Geschichte der Girondisten“, nach der trefflichen, bei F. A. Brockhaus erschienenen Übersetzung. Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit das ganze Werk, das französisch und deutsch, jede Ausgabe in acht Bänden, im eben gedachten Verlage erschienen ist.

Die Goldbergwerke Agyptens in alter Zeit.

richtsherrn keinen größern Dienst erweisen könnten, als wenn sie ihm denselben, sei es todt oder lebendig, in die Hände lieferten. Nur darüber waren sie noch nicht einig, wie dieser allgemeine Feind des menschlichen Geschlechts zu fangen sei. Einige, und zwar ihrer Meinung nach die Klügsten, meinten, man müsse den Baum selbst umhauen. Gesagt, gethan! Allein als der Baum halb durchgesägt war, sprang der Affe auf einen der nächststehenden und von diesem immer wieder fort, sodas ohne Niederhauen des ganzen Waldes keine Hoffnung war, den vermeinten Beelzebub durch dieses Mittel zum Kriegsgefangenen zu machen. Nichtsdestoweniger warfen sie fortwährend mit Stöcken nach ihm, die jedoch an den Zweigen abprallten und einige der Werfenden selbst verletzten, sodas sie sich einbildeten, der in die Enge getriebene Teufel habe sie geworfen. Dieser war aber selbst so in Furcht und von dem Hin- und Herfliehen entkräftet, das er nicht daran dachte, die Angriffe zu erwidern.

Nach langem vergeblichem Jagen stieg endlich der muthigste unter den Bauern selbst auf den Baum, auf dem der Affe gerade saß, und warf ihn mit einem großen Stocke so gewaltig an den Kopf, das er bewußtlos zur Erde fiel. Jetzt war man froh und jubelte. Dem vermeinten Teufel wollten die Bauern das Leben schenken und ihn lebendig ihrem Gerichtsherrn zum Gewahrsam übergeben; als er aber wieder zu sich kam und mit den Zähnen knirschte, auch wol biß und fragte, glaubten sie doch, es sei dem Wesen nicht zu trauen, schlugen den Affen vollends todt und trugen den leblosen Körper in vollem Triumph nach Hause. Hier wurde er einstweilen wohl verwahrt und bewacht.

Einige Tage darauf kam der Gerichtsherr von Prag wieder nach Nahi zurück. Sogleich ließen sich die Ältesten der Gemeinde bei ihm anmelden und um Audienz bitten. Sie wurden angenommen und brachten vor, das die Einwohner von Cheina so glücklich gewesen seien, dem Teufel den Hals zu brechen, wie Augenschein bald zeigen werde; denn obgleich wenig geküßt, das er ihnen entronnen, so sei er doch in einem langwierigen Gefecht glücklich erlegt worden.

Der Gerichtsherr lachte laut auf bei der Erzählung seiner Bauern und war neugierig auf den erschlagenen Teufel. Wie erstaunte er aber, als er den todtten Affen auf einem Wagen in das Schloß bringen sah. Im ersten Zorne befahl er seiner Dienerschaft, die anwesenden Bauern sogleich aus dem Schlosse zu prügeln, und später mußte noch einmal die ganze Gemeinde vor ihm erscheinen und den Bescheid anhören: das er erstens ihr Dorf fortan nicht anders nennen werde als das „Narrendorf“; zweitens sollten sie ihm aber den Verlust ersetzen, den er durch den Tod des Affen habe, denn er sei mit bedeutenden Unkosten aus fernem Welttheilen herbeigeschafft worden. Das Geld sollte in jährlichen Raten an die Gerichte geliefert werden.

Seit jener Zeit heißt das Dorf in der Umgegend und in den Grundbüchern Blagniva-Cheyna, und in den Amtsbüchern ist zu finden, wie viel wegen des erschlagenen Affen hat bezahlt werden müssen. Die Abgabe hieß noch im vorigen Jahrhundert Opici Plat oder Affenzins.

Vor etwa 15 Jahren sendete bekanntlich der Vicekönig Mehemed Ali den berühmten Bergwerkskundigen Nussegger nach Oberägypten und Nubien, die Gebirge dort zu untersuchen, inwiefern sie edle Metalle, namentlich Gold, enthielten, sodas darauf mit Gewinn und Vortheil gebaut werden könnte. Diese Hoffnung schlug fehl, wie so Manches, was in jenem Lande von dem verstorbenen unternehmenden Pharao versucht worden ist; aber ohne Ursache hatte er nicht daran gedacht; es gab eine Zeit, wo jene Gegenden Gold in Menge lieferten. Der alte Geschichtschreiber Diodor von Sicilien hat darüber einen weitläufigen Bericht aus einem andern verlorengegangenen Schriftsteller aufgenommen, der mehr als hundert Jahre v. Chr. Geburt lebte, und was er darüber mittheilt, mag wol, wenn auch noch so verworren, von irgend einem Ausländer dem geizigen Vicekönige mitgetheilt worden sein, woran sich dann leicht der Gedanke, der Wunsch, die Hoffnung knüpfen konnte, die alten verfallenen Gruben aufs neue ausbeuten zu können. Die Nachricht, welche Diodor davon gibt, hat viel Anziehendes. An Agyptens Grenzen, nach Arabien und Athiopien hin, also gerade da, wo Nussegger seine Untersuchungen anstellen sollte, ist, erzählt er, die Gegend der Goldgruben, aus welcher vieler Menschen Hände mühselig das Gold herausbringen. Es wurden hierzu Verbrecher und Kriegsgefangene verwendet, die auch wol mit allen Angehörigen arbeiten mußten. Und wie! Geseffelt an den Füßen, förderten sie das Erz Tag und Nacht heraus, streng bewacht von Soldaten, die eine fremde Sprache redeten, damit kein Einverständnis entstehen konnte. Wer denkt hier nicht an die Unglücklichen, welche in den Bergwerken von Nertschinsk in Sibirien graben und graben müssen, bis sie dem Klima, den Beschwerden und dem Grame erliegen! Verbrecher und arme Polen, bewacht von russischen Soldaten, welche ihre Sprache nicht reden! Die Menge der Arbeiter gibt Diodor als zahllos an; die Arbeit in den Gängen wurde, wie noch jetzt in unsern Gruben, mit einem Grubenlichte vor der Stirn betrieben. Die Aufseher trieben mit Stöcken zum Fleiße an; Knaben schlugen das abgehauene Erz kleiner — unsere Pochjungen! — und förderten es heraus zu Tage. Mit eisernen Keulen wurde es dann von andern Arbeitern zermalmt und Weiber, alte Männer brachten es auf Mühlen, um es ganz fein zu mahlen. Alle waren kaum in der nothdürftigsten Weise, jämmerlich anzusehen, bekleidet, und an Schonung, Nachsicht war nicht zu denken. Weder Krankheit, noch Altersschwäche, noch weibliches Unvermögen diente zur Entschuldigung. Man peitschte sie, bis sie den Geist aufgaben, und mit Sehnsucht erwarteten sie den Tod. Wir erwähnen nicht das weitere Verfahren, durch welches aus dem „Schlich“ das Gold gewonnen wurde und bemerken nur noch, wie Diodor diese Bergwerke als uralte bezeichnet. Wann und warum sie eingegangen sein mögen, läßt sich nicht nachweisen, und ebenso wenig möchte die Zeit so bald wiederkehren, wo die ins Freie verfallenen Gruben wieder bauwürdig werden dürften.

Mannichfaltiges.

Ein Sortiment Touristen.

Nr. 6. Der Plattfußtourist.



Ihn genirt das Gehen ewig, sowie es Wasserthiere gibt, die besser schwimmen als laufen. Ganz wie ein solches Wasser- geschöpf auf dem Trocknen nimmt sich dies Kaliber auf dem Maulthiere aus.

Petrarca und Laura. In der Stadtbibliothek von Triest befindet sich eine von Rosetti angelegte und dahin geschenkte Sammlung der Werke Petrarca's und der ihn und seine gefeierte Herzensmonarchin (del suo cuor monarcha) darstellenden Portraits. Die Ausgaben seiner Werke bilden eine kleine Bibliothek von mehreren hundert Bänden und die Portraits des ruhmwürdigen Franz und seiner angebeteten Laura in Öl, Crayon und Kupferstich eine kleine Galerie von großem Interesse. Nach diesen Bildern muß Laura von Sades beständig eine dreifache Schnur von Perlen am Halse getragen haben, meist auch dieselbe Kopsbedeckung, eine niedrige, kleine Haube, die nach vorn in zwei Zipfel ausläuft, welche in der Mitte der Stirn zusammenkommen.

Der Hypochthon oder Höhlenproteus, das Thierchen, das am häufigsten in der Adelsberger Grotte, aber auch in andern Gewässern der Karstgebirge vorkommt und neuerdings die Naturforscher so angelegentlich beschäftigt hat, heißt im Munde des Volks in Syrien das Menschenfischchen. Dieser populäre Name ist sehr passend. Denn nicht bloß die Hautfarbe hat der Proteus von dem Menschen, sondern auch

sehr Vieles in seinen Bewegungen und in dem Bau seiner Glieder, namentlich seiner Pfoten. Diese sind fast wie die Händchen eines Säuglings gestaltet und er tastet damit auch ganz ähnlich in seinem Gefängnisse herum wie der Säugling in der Wiege; er windet sich hin und her wie die kleinen Menschenwürmer. Es sind schon jetzt über 4000 Exemplare vom Proteus in alle Welt versandt und die Höhlenführer bei der Adelsberger Grotte haben immer lebendige Thierchen in Kübeln zum Verkauf. Man weiß sie recht gut zu transportiren und bringt sie lebendig bis Ungarn, Rußland und Schottland. Man muß sie nur häufig mit frischem Wasser versehen und Sonne und Licht möglichst von ihnen abhalten. Man empfiehlt es, ein Stalaktitenstück aus ihrer Geburtshöhle in die Wasserkübel, in denen man sie transportiren will, zu legen. Wenn sie ruhen oder schlafen, legen sie sich dann in einem Ringe um den Stalaktitenstumpf herum, als hielten sie ihn zärtlich umarmt.

Das älteste gedruckte Kochbuch stammt aus dem 15. Jahrhundert und führt den Titel: „Kuchemastrei“, ist 32 Blätter in Quart stark, ohne Angabe des Druckorts und Jahres. Es enthält 169 Recepte. In einem Anhange befinden sich auch Mittel wider den verdorbenen Magen. Zum allgemeinen Besten möge hier wenigstens eins stehen:

„Wer nit lust hat zu essen, der mache im eine salße von knoblauch und nem 3 pleten von salvei und ein wenigß brot und salz, zustoß es und zutreibs mit essig und thu den knoblauch darein. Nym zwu zehen ingwers und 30 pfefferkörner, zustoß die klein und thu sie darzu und geuß essig darauf und meng es woll. Solche salßen solltu 3 oder 4 tag essen, so gewinst du guten lust zu essen.“ Probatum est.

Das Recht, für den Palmsonntag in Rom die nöthigen Palmen zu liefern, steht der Familie Brescia zu und hat den Wohlstand derselben begründet. Ein junger Seemann, Brescia, war es, der bei der Aufrichtung des Obelisken vor dem Vatikan den Aufruf hören ließ: „Wasser auf die Stricke! (Acqua alle funi!)“ Ohne diese Nachhülfe würde der Obelisk gar nicht zum Stehen gebracht worden sein, denn die Seile waren zu lang und konnten nur dadurch verkürzt werden, daß man sie aufschwellen ließ. Papst Sixtus V. bewilligte dem Schiffer das gedachte Privilegium. Brescia war aus Ramo, einem etwa 25 Stunden von Genua entfernten Städtchen gebürtig, in dessen Umgebungen die Palmen in Überfluß wachsen. Die Feldflur von Bordiguiera, zwei Stunden von Ramo, ist wie überfät davon.

Bei **C. W. Leske** in Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Hartmann, Moriz, Schatten. Poetische Erzählungen. Brosch. Preis 3 Fl. oder 1 Thlr. 22 Sgr.
Dasselbe elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Fl. 48 Kr. oder 2 Thlr. 6 Sgr.

Moriz Hartmann ist von der Kritik als der besonders frische und gesunde unter den Dichtern der Gegenwart bezeichnet worden. — Die vorliegende Sammlung gibt Zeugniß, daß er diese Feilsche, trotz der Schicksalschläge, die ihn betroffen, nicht verloren hat. — Die „Schatten“ entrollen eine Reihe der interessantesten Erzählungen in den lebendigsten Farben. — Das „Intermezzo“ entwickelt in einer Anzahl lyrischer Gedichte ein weiches Liebeleben voller Wahrheit und Tiefe. Wir glauben daher dem deutschen Publicum dieses Werkchen mit vollem Rechte warm empfehlen zu dürfen.

Volkslieder, ausgewählte Ungarische. Übersetzt und herausgegeben von Kertbeny. Gr. 8. Brosch.
Preis 3 Fl. oder 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Übersetzer dieser originellen, interessanten und charakteristischen Volkslieder, selbst Ungar, hat sich bestrebt, die Denkweise seines naturkräftigen Volkes getreu wiederzugeben. Da der kräftige Volksstamm der Magyaren in neuester Zeit so sehr in den Vordergrund getreten ist und er durch seinen Heldenkampf das allgemeine Interesse in so hohem Maße erregt hat, so werden diese Volkslieder, die einen Spiegel seines Lebens bilden, gewiß die Anerkennung finden, die sie so sehr verdienen.